

Giselberts Tagebuch : eine unterschätzte Quelle zur Basler Geschichte

Autor(en): **Sieber-Lehmann, Claudius**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **105 (2005)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-118493>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Giselberts Tagebuch

Eine unterschätzte Quelle zur Basler Geschichte*

von Claudius Sieber-Lehmann

Die Leserinnen und Leser, die am Ende des Jahres 1885 ihr frisch gedrucktes «Basler Jahrbuch» aufschlugen, staunten wohl nicht schlecht.¹ Ein Dokument, das von Staatsarchivar Rudolf Wackernagel kürzlich entdeckt worden war, eröffnete den Band. Es handelte sich um Bruchstücke aus dem Tagebuch eines bis anhin unbekanntem Schreibers mit Namen Giselbert, und sie schilderten die für die Basler Geschichte überaus spannenden Jahre von 1376 bis 1378.

Den erhaltenen Textteilen lassen sich folgende Informationen entnehmen: Giselbert war ein fahrender Scholar von unbekannter Herkunft, der lesen, schreiben und Lieder vortragen konnte. Seine Ausbildung ermöglichte es ihm, auf Wanderschaft zu gehen, wobei das Fernziel seiner Reisen Italien war. Zuerst arbeitete er am Hof des Bischofs von Bamberg, wechselte dann aber auf die Burg derer von Hattstatt bei Colmar, wo ihm der freundliche Junker Henman von Ongersheim begegnete. Von Colmar aus gelangte Giselbert nach Basel und fand hier eine Anstellung am bischöflichen Gericht, wo er zusammen mit anderen Schreibern dem Official, dem bischöflichen Richter, zur Hand gehen musste.

Die weiteren Abschnitte aus Giselberts Diarium zeigen, wie er sich langsam in die Basler Gesellschaft einlebt. Er lernt das Innenleben der bischöflichen Kanzlei kennen und schliesst Bekanntschaft mit Meister Hans, dem Werkmeister und Steinmetz des Münsters. Viel wichtiger aber wird Elisabeth, die schöne Tochter von Meister Hans. Sie besorgt nach dem Tode ihrer Mutter für den verwitweten Vater den Haushalt, und der fahrende Scholar verliert sein Herz an die schöne junge Frau. Er muss aber bald zu seinem Leidwesen feststellen, dass Elisabeth bereits vergeben ist. Konrad, ein Geselle im Dienste von Meister Hans, ist der Glückliche; er soll ihr Zukünftiger werden.

* Der vorliegende Text wurde als öffentlicher Habilitationsvortrag am 25. Mai 2004 in Basel vorgetragen. Die Druckfassung behält die Vortragsform bei, ergänzt durch zusätzliche Hinweise.

1 Rudolf Wackernagel (Hg.), Aus dem Tagebuch des Schreibers Giselbert 1376–1378, in: Basler Jahrbuch 6 (1886), S. 13–51.

Zu diesen privaten Irrungen und Wirrungen kommen grosse politische Ereignisse, welche im Jahre 1376 die Stadt Basel erschüttern. Herzog Leopold III. hatte sich vom verschuldeten Bischof Johann von Vienne das Kleinbasel verpfänden lassen. Als der habsburgische Herzog anlässlich der Fasnacht im Jahre 1376 in der Stadt weilt, kommt es bei einem Turnier auf dem Münsterplatz zu einer Massenschlägerei zwischen Adligen und Bürgern. Da einige der Edlen ihr Leben verlieren, muss die Stadt Sühnegeld zahlen und die bürgerlichen Missetäter streng bestrafen; 13 werden enthauptet. Diese Ereignisse der sogenannten «Bösen Fasnacht» beschäftigen den städtischen Rat noch jahrelang. Erst die Schlacht von Sempach und der Tod von Herzog Leopold im Jahre 1386 mindern den österreichischen Druck auf die Stadt.

Giselbert ist Augenzeuge der Vorfälle und vermittelt einen direkten Einblick in die dramatischen Ereignisse. Die brutalen Adligen entführen während der Massenschlägerei sogar seine geliebte Elisabeth. Als ihr Verlobter Konrad sie befreien will, gerät er in ein Handgemenge und tötet einen der Ritter. Das Unglück will es, dass Konrad nicht einmal einen der Hauptschuldigen umbringt, sondern den vermittelnden und umgänglichen Junker Henman von Ongersheim, den Giselbert zuvor in Hattstatt kennen und schätzen gelernt hat. Nun nimmt das Unheil seinen Lauf. Konrad wird hingerichtet, so dass Giselbert gleich den Verlust von zwei sympathischen Personen beklagen muss: Junker Henman von Ongersheim und Konrad. Elisabeth indessen ist nach ihrer Rettung durch Konrad auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Da sich die bischöfliche Partei über die Niederlage der Bürger freut, ist für Giselbert die Zeit reif geworden, den Arbeitgeber zu wechseln. Er tritt in den Dienst der Stadt und wird Ratsschreiber, eine hoch angesehene Stellung. Die Ereignisse gehen ihm aber nicht aus dem Kopf. Ein paar Monate später trifft er einen alten Bekannten, den Kaplan Johann von Strassburg, der ebenfalls auf der Burg Hattstatt weilte. Kaplan Johann hatte ihm schon damals von den Mystikern erzählt, die in Oberdeutschland leben und in völliger Zurückgezogenheit ein frommes Leben führen. Nun berichtet er, dass die Brüder neuerdings in der Vorstadt St. Johann leben. Giselbert besucht das Haus und lernt den Mystiker Hermann von Montabur kennen. Dieser rät Giselbert, seine unerfüllte irdische Liebe zu Elisabeth fahren zu lassen und stattdessen die göttliche Minne zu suchen. Unter Montaburs Einfluss beginnt sich der Scholar mystischem Gedankengut zu öffnen. Bei einem weiteren Besuch entdeckt er heimlich eine weibliche Person, die ebenfalls in der Glaubensge-

meinschaft lebt. Es ist Elisabeth. Giselbert hält sich aber zurück. Den Grund für seine Zurückhaltung beschreibt er folgendermassen, wobei hier die von Rudolf Wackernagel besorgte neudeutsche Umschrift des Diariums zitiert wird:

«Da sass sie, die ich so lange lange gesucht, nahe bei mir und achtete meiner nicht. Aber so gross der Schmerz gewesen, [...] so gross war der Friede, der auf ihrem Angesicht sichtbarlich ruhte, und das war wohl der Friede, von dem Meister Johannes zu reden pflegte, dass ihn die Welt nicht geben könne. Solch Heiligthum soll aber ich nicht entweihen noch stören. In all meinem Schmerz trat ich weg von dem Fenster, dahinter mein verloren Paradies im Sonnenglanz lag, und ging still aus der Brüder Garten heim in meine Kammer.»²

Giselbert kann den Verlust seiner geliebten Elisabeth und seiner Freunde aber letzten Endes nicht verwinden. 1378 verlässt er Basel und zieht weiter. Hier brechen die Aufzeichnungen ab.

Rudolf Wackernagel, der damals 30 Jahre alt und seit acht Jahren Basler Staatsarchivar war, beschreibt seinen sensationellen Fund mit folgenden Worten:

«Die Originalhandschrift, aus welcher diese Aufzeichnungen hier abgedruckt werden, befindet sich im Besitze des Unterzeichneten. Es sind 55 Papierblätter in kleinem Quart, zum Teil in Folio, ohne Wasserzeichen, mit einer Schnur zusammengeheftet. Die Schrift ist klein und nicht sehr deutlich; auch ist an ihrer Ungleichheit leicht zu ersehen, dass die Aufzeichnungen zu sehr verschiedenen Zeiten gemacht wurden. Was die Sprache und Ausdrucksweise anbelangt, so glaubte der Herausgeber, aus Rücksicht auf den weiten Leserkreis des ‚Jahrbuches‘ dieselben dem modernen Gefühle einigermaßen entsprechend gestalten zu sollen.»³

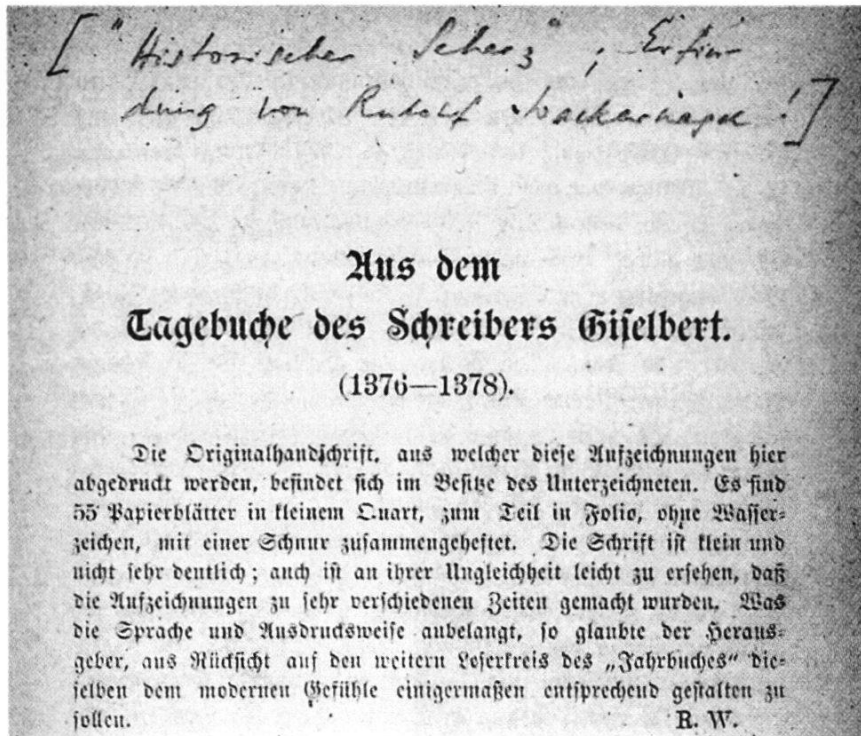
Die Einmaligkeit der Quelle zog das Interesse der Mittelalterforschung auf sich, und so ist es nicht verwunderlich, dass Giselberts Tagebuch auch in der bekannten «Bibliotheca Medii Aevi», dem «Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters» erscheint, einem Werk, das bis heute nach dem Namen seines Herausgebers als «Potthast» zitiert wird.⁴

2 Tagebuch Giselbert ed. Wackernagel (wie Anm. 1), S. 50.

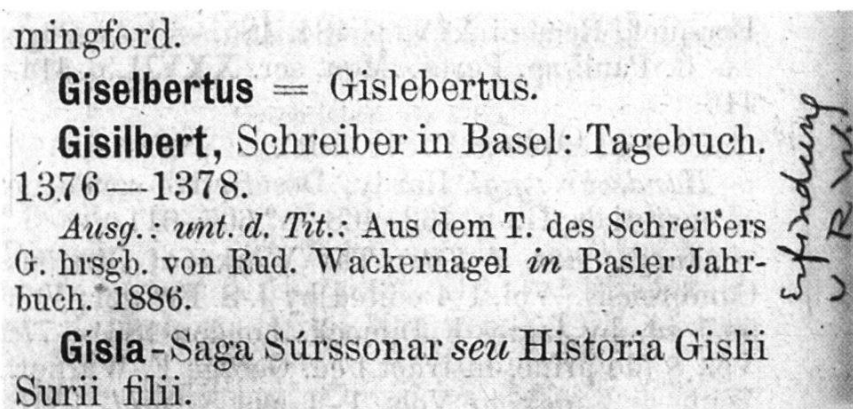
3 Tagebuch Giselbert ed. Wackernagel (wie Anm. 1), S. 13.

4 August Potthast: *Bibliotheca historica medii aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters bis 1500*, 2 Bde., 2. Aufl., Berlin 1896. Der Hinweis auf Giselberts Tagebuch findet sich in Bd. 1, S. 530.

Wer nun das Exemplar des «Basler Jahrbuchs 1886», das im Basler Staatsarchiv aufbewahrt wird, aufschlägt oder den «Potthast» des Historischen Seminars konsultiert, sieht sich mit folgenden Einträgen konfrontiert:



Basler Jahrbuch 1886, Exemplar im Staatsarchiv Basel mit handschriftlichem Eintrag von Andreas Staehelin, dem ehemaligen Staatsarchivar: «Historischer Scherz; Erfindung von Rudolf Wackernagel!»



Potthast, Exemplar des Historischen Seminars, Randbemerkung «Erfindung v R W»

Was veranlasste wohl Rudolf Wackernagel, ein gefälschtes Tagebuch zu publizieren? Er stand damals am Anfang seiner Karriere und vor der verantwortungsvollen Aufgabe, eine neue Archivordnung zu erstellen. Setzte er damit nicht sein Ansehen aufs Spiel?

Der Jux des Staatsarchivars zeitigte keine Folgen. Wackernagel ordnete nicht nur das Archiv neu, sondern förderte den Bau des heutigen Staatsarchivs und verfasste die bis heute massgebliche mittelalterliche Stadtgeschichte Basels, ein Referenzwerk, das im Buchhandel immer noch erhältlich ist, obwohl die vier Bände bereits in den Jahren 1907–1924 erschienen.⁵

Die mündliche Überlieferung in Basel erklärt die Handlungsweise des jungen Staatsarchivars folgendermassen: Er habe im Sommer 1885 im Neuhüsli beim Bölchen die witzige Idee gehabt, die Abonnentinnen und Abonnenten des «Basler Jahrbuchs» auf die Probe zu stellen und deswegen das Tagebuch des Scholaren hineingeschmuggelt. Giselberts Tagebuch wäre damit ein weiterer Hinweis auf die baslerische Freude an Witz und Spott.⁶

Aus heutiger Sicht und zeitlicher Distanz könnte man deshalb Wackernagels Scherz ad acta legen. Allerdings ist folgendes zu bedenken: Das «Basler Jahrbuch» war ein relativ junges Produkt und musste um sein Publikum kämpfen. Sein erster Band war auf das Jahr 1879 hin erschienen, der zweite erst wieder auf 1882, da der erste Herausgeber mit seinem Produkt zunächst wenig Erfolg hatte. Nun gaben Rudolf Wackernagel und Albert Burckhardt-Finsler das Jahrbuch heraus, das meistens in den letzten Monaten des vorangehenden Jahres erschien. Die Auflage betrug rund 500 Exemplare und richtete sich an das Basler Bildungsbürgertum sowie auswärtige Personen, die sich für Basler Geschichte interessierten. Das Jahrbuch enthielt Porträts berühmter Basler, historische Forschungen und Probestücke aus der aktuellen dichterischen Produktion von Baslerinnen und Baslern.⁷

Eine informierte Leserschaft blätterte also alljährlich im Basler Jahrbuch, und dennoch ging der Staatsarchivar mit seiner Neckerei ein gewisses Risiko ein. Für eingeweihte Personen war die Lektüre sicher ein Vergnügen, aber wer den Text für bare Münze nahm, brauchte sich um Spott nicht zu sorgen. «Giselberts Tagebuch» gehört zur Strategie der «feinen Unterschiede»: Es gibt die quellenkundige und schmunzelnde Leserschaft des «Basler Jahrbuchs» –

5 Rudolf Wackernagel: *Geschichte der Stadt Basel*, 3 Bde., Basel 1907–1924. Zu Wackernagels Tätigkeit als Archivar vgl. Andreas Staehelin, *Geschichte des Staatsarchivs Basel*, in: *BZGA* 103 (2003), S. 85–148 [Teil 2: 1869–1917, die Ära Rudolf Wackernagel].

6 Für den Hinweis auf die Basler Fama danke ich Marc Sieber.

7 Zur Geschichte des Jahrbuchs vgl. Fritz Grieder, *100 Jahre Basler Stadtbuch*, ehemals *Basler Jahrbuch*, in: *Basler Stadtbuch* 1979, Basel 1980, S. 9–22.

und es gibt diejenigen Personen, die nicht das nötige Vorwissen mitbringen, um den Schwindel zu erkennen, und die sich mit ihrer Naivität blamieren.⁸

Im übrigen zeigt die Quellenkritik, dass Rudolf Wackernagel mit seinem Scherz auch ernste Absichten verfolgt, denn «Giselberts Aufzeichnungen» enthalten nicht nur Anspielungen auf Aktuelles, sondern bieten einen Schlüssel zum baslerischen Geschichtsbild, das bis heute weiter wirkt. Bereits die Frage des *terminus ante* und *post quem*, des Zeitpunkts, an dem Rudolf-Giselbert sein Diarium verfasste, ist aufschlussreich. Wenn der Staatsarchivar seinen Plan im Sommer 1885 fasste, so tat er dies zu einem Zeitpunkt, als in der Innerschweiz mit grossem Gepränge das fünfhundertjährige Jubiläum der Schlacht von Sempach vorbereitet wurde. Für die ehemaligen Sonderbundskantone bedeutete dies einen willkommenen Anlass, auf die wichtige Rolle der Innerschweiz bei der Herausbildung der frühen Eidgenossenschaft hinzuweisen. So konnte der Luzerner Staatsarchivar Theodor von Liebenau einen umfangreichen Quellenband zur Sempacher Schlacht edieren, dessen Texte zeigten, dass der eidgenössische Sieg über Herzog Leopold überall in Europa Aufsehen erregte.⁹

Die Basler Ritter kämpften aber damals leider auf der Seite Österreichs ... Warum also nicht einen Giselbert erfinden, der die Vorgeschichte zur Sempacher Schlacht hautnah erlebt und erleidet? Einen fahrenden Scholaren, der dokumentiert, dass auch Basel damals unter den verkommenen Adligen zu leiden hatte und bereits vor Winkelried mit der «Bösen Fasnacht» einen hohen Preis für seinen stolzen Bürgersinn bezahlen musste? Es gab bereits ein «Sempach» für die Basler vor 1386, wie sich aus Giselberts Aufzeichnungen herauslesen liess. Gleichzeitig tauchen die «Oberländer» – so wurden die Eidgenossen in der Basler Historiographie des Spätmittelalters genannt – bei Giselbert nicht auf. Auch dies ist kein Zufall,

8 Zu Strategien der Distinktion allgemein Pierre Bourdieu: *La distinction. Critique sociale du jugement.* (Collection «Le sens commun»), Paris 1979; dt.: Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main 1982. Am Beispiel des Basler Bürgertums zur Zeit Rudolf Wackernagels vgl. Philipp Sarasin: *Stadt der Bürger. Struktureller Wandel und bürgerliche Lebenswelt, Basel 1870–1900*, Basel 1990, insbesondere S. 210f. und S. 255–307.

9 Theodor von Liebenau: *Die Schlacht bei Sempach. Gedenkbuch zur fünften Säkularfeier*, verfasst im Auftrag des Regierungsrates des Kantons Luzern, Luzern 1886. Zur Rolle Sempachs im schweizerischen Geschichtsverständnis vgl. *Die Schlacht von Sempach im Bild der Nachwelt*, hg. von Heinrich Thommen. Ausstellung im Stadthaus/Ochsentor Sempach 21. Juni–12. Oktober 1986, Luzern 1986.

wie die später entstandene Stadtgeschichte Rudolf Wackernagels zeigt. Für ihn befand sich Basel während der Burgunderkriege auf der Höhe seiner Macht.¹⁰ Dagegen bedeutete der Anschluss der Stadt an die Eidgenossenschaft im Jahre 1501 einen Rückschlag.¹¹ Die Zurückhaltung Wackernagels gegenüber den Eidgenossen hängt zweifellos mit dem Basler Trauma der Kantonstrennung von 1833 zusammen, bei der die übrigen Schweizer Kantone aus Basler Sicht eine zweideutige Rolle spielten und die Stadt in mancher Beziehung im Stich liessen.¹² Die Hochschätzung der Burgunderkriege erklärt sich wiederum mit der Begeisterung Rudolf Wackernagels für das neu gegründete Deutsche Kaiserreich und seiner Abneigung gegenüber den französischsprachigen «Wälschen»; diese Haltung teilte er mit dem übrigen Deutschschweizer Bildungsbürgertum, was zum bekannten «Graben» zwischen den Landesteilen während des Ersten Weltkriegs führte.¹³

10 Wackernagel (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 72: Die Kriegserklärung an Karl den Kühnen bildet das «vielleicht gewaltigste Dokument der Basler Geschichte».

11 Vgl. Wackernagel (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 179f.: «Basel entfernte sich damit aus einem Zustande, der Jahrhunderte hindurch seine Existenz bedingt hatte. Es löste die Verbindung mit dem Lande, in das die Wasser seines Gebietes sich ergossen, dessen Äcker gleiche Scholle hatten mit den seinigen, dessen Weinberge und Kornfelder ihm dienstbar waren. Durchweg handelt es sich hiebei nur um Dinge des Tages und des äussern Lebens, aber um Dinge eben doch des Lebens, der Notdurft, um das Vertrauteste und gleichsam Selbstverständliche. Und mit noch grösserer Wucht trat zu dem Allem, über momentane und lokale Feindseligkeiten weit hinausreichend, die innere, heute gar nicht mehr zu ermessende Gewalt der Tradition, die Erinnerung an uralte Gaugenössigkeit, des in Zuwanderung, in täglichem Handel und Wandel stets neu sich erwerbenden Verwandtseins. Das Ganze war ein Zusammenhang, dessen Lösung zunächst gar nicht so deutlich empfunden wurde, aber immer spürbarer und schmerzlicher werden musste, je straffer sich die Staatengebilde hüben und drüben zur Einheit schlossen. Wir begreifen, dass Basel sich so lange gegen diesen Schritt sträubte und ihn zuletzt nicht mit Enthusiasmus tat. Was es erlangte, war grössere Sicherheit, als es bisher besessen hatte; aber es übernahm auch ewige Verpflichtungen und Beschränkungen, und schon diese Ewigkeit, allen bisherigen Bünden gegenüber ein Neues, war des ernstesten Nachdenkens wert.» Im gleichen Sinne auch ebd., Bd. 3, S. f.

12 Zur Kantonstrennung vgl. Martin Leuenberger, 1830 bis 1833. Der neue Kanton, in: Anna C. Fridrich; Daniel Hagmann (Hg.): Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. Bd. 5: Armut und Reichtum. 19. und 20. Jahrhundert, Liestal 2001, S. 171–182. Zur öffentlichen Meinung innerhalb der Eidgenossenschaft, welche die Stadt Basel häufig kritisierte, vgl. Emil Sieber: Basler Trennungswirren und nationale Erneuerung im Meinungsstreit der Schweizer Presse 1830–1833, Basel 1964.

13 Vgl. beispielsweise Wackernagel (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 46: «wälsches Volk»; S. 67: «der alte Wälschenschreck»; S. 70: «Man empfand diesen Kampf [= die Burgunderkriege] als einen Rassenkampf von Deutsch gegen Wälsch, gegen die Herrschaft der fremden Zunge»; S. 907: «wälsche Influenz» (Influenza!) und Basel als «Grenzposten deutschen Wesens».

Letzteres lässt sich auch in Giselberts Tagebuch nachweisen. Der Scholar kommt als Aussenstehender nach Basel und tritt in die Kanzlei des Offizials ein. Das dortige Personal setzt sich aus positiven wie negativen Figuren zusammen. Der bischöfliche Kanzler wird anerkennend geschildert: Er sitzt öffentlich zu Gericht und spricht Recht in alter, volkstümlicher Weise. In poetischen Bildern beschreibt Wackernagel die damalige Rechtsprechung, die ihm umso mehr am Herzen lag, als er von seiner Ausbildung her gar nicht Historiker, sondern Jurist war.¹⁴

Der Vorgesetzte des Offizials, der Bischof Jean de Vienne, und das Domkapitel kommen hingegen äusserst schlecht weg. Die Domherren sind verfressen und nicht um das Wohl der Stadt besorgt. Noch übler wirkt der Bischof auf Giselbert. Er ist nicht «wie ein schwacher Priester, sondern rüstig genug, um den Harnisch zu tragen, doch fein gebaut und von gewandter Haltung, in allem ein schöner Herr, nur aus seinem weichgeformten, schier gelblichen Gesicht stachen zwei schwarze, unruhige Augen heraus. Er redete viel und lebhaft mit denen, die um ihn standen (wohl auf französisch; denn es heisst, er kenne die deutsche Sprache nicht)».¹⁵

Der negativen Schilderung der bischöflichen Herrschaft steht das liebevolle Porträt der Gemeinschaft um den Mystiker Hermann von Montabur entgegen. Die «Gottesfreunde» waren aus der kirchlichen Hierarchie ausgeschieden und hatten der Welt entsagt. Im gleichen Sinne schildert Rudolf Wackernagel in seiner späteren Stadtgeschichte einzelne städtische Klöster – vor allem die Kartäuser – mit anerkennenden Worten. Die Mönche verkörpern für ihn die wahre Religiosität, im Gegensatz zu den verkommenen Bischöfen, deren Geschichte er für das 15. Jahrhundert bezeichnenderweise unter dem Obertitel «Die Nachbarn» abhandelt.¹⁶ Auch in diesem Falle lässt sich zwanglos ein Bezug zu Wackernagels Lebenswelt herstellen. Sind die frommen und kirchlich unabhängigen Männer und Frauen um Hermann von Monthabur nicht eine Vorform pietistischer Vereinigungen, die das «fromme Basel» des 19. und auch 20. Jahrhunderts so entscheidend prägten?¹⁷

14 Eine Biographie Rudolf Wackernagels fehlt. Über sein Leben informieren Rudolf Thommen, Rudolf Wackernagel, in: Basler Jahrbuch 1926, S. 1–43; Martin Wackernagel, Rudolf Wackernagel, in: Basler Jahrbuch 1930, S. 1–47; Eduard His, Rudolf Wackernagel, in: Ders.: Basler Gelehrte des 19. Jahrhunderts, Basel 1941, S. 350–358; Staehelin (wie Anm. 5).

15 Tagebuch Giselbert ed. Wackernagel (wie Anm. 1), S. 29f.

16 Wackernagel (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 197–220.

17 Wackernagel (wie Anm. 14), S. 47 charakterisiert die Religiosität seines Vaters «als ein

Der Adel erfährt in Wackernagels Dichtung wiederum eine differenzierte Darstellung. Der edle Junker Henman von Ongersheim ist eine Lichtgestalt, die ihr Leben opfern muss. Den diametralen Gegensatz verkörpern die düsteren schwäbischen Adligen, die Sippe der Wölfe vom Stein im Schwabenland, welche Elisabeth entführen. Auch diese Ambivalenz findet sich in der späteren Stadtgeschichte. Diejenigen Adligen, welche sich in Wackernagels Augen um das Wohl der Stadt kümmerten, werden mit positiven Merkmalen ausgestattet und kommen sogar besser weg als die ungebärdigen und groben Eidgenossen.¹⁸

Die positive Bewertung des Adels erklärt sich durch persönliche Erfahrungen Wackernagels¹⁹; sie entspricht aber auch der Haltung des Basler Patriziats. Letzteres wird deutlich, wenn wir die in «Gisel-

Christentum von entschieden protestantischer Überzeugung, von protestantisch freiem Ethos und durchaus persönlicher Eigenform [...] Allein und entscheidend erschien ihm eben nicht so sehr das die Konfessionen Unterscheidende, als das ihnen beiden Gemeinsame: die übernatürlichen Offenbarungstatsachen des einen christlichen Glaubens.» Das historische Umfeld des «frommen Basels», die soziale und politische Funktion von Religion und Kirche sowie die unterschiedlichen Glaubensrichtungen und Frömmigkeitsformen im konservativen Basler Stadtbürgertum während des so genannten Ratsherrenregiments (1833–1874) untersucht eine laufende Dissertation von Sara Janner. Zur gleichzeitigen Judenmission vgl. Dies., Judenmission in Basel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Forschungsbericht, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 104 (2004), S. 31–91. Zum gleichzeitigen Engagement der Frauen vgl. Dies.: Mögen Sie Vereine bilden ...: Frauen und Frauenvereine in Basel im 19. Jahrhundert (Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige GGG 173), Basel 1995.

18 Wackernagel (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 385, Porträt des Hans von Bärenfels, der von 1452–1494 adliger Ratsherr und Bürgermeister war: «Diese zweiundvierzigjährige Regierung, während deren das Grösste geschah und ein neues Basel sich bildete, zeigt ihn allerdings nicht als machtvolle Person, sondern als einen duldsamen Herrn, dem genug war, ein nur ihm als dem einzigen Edelmann zustehendes Recht ausüben zu können. Aber nicht nur solcher Befriedigung zu Liebe liess er sich die glanzlose Rolle eines völlig Isolierten gefallen und mochte dabei Respektversagung von demokratischen Ratskollegen so gut in den Kauf nehmen wie den von Schlössern und Hoflagern hereinklingenden Spott von Standesgenossen; dies Verhalten war doch nur möglich auf dem Grunde wahrer Anhänglichkeit an die Stadt». Vgl. dagegen zu den Eidgenossen ebd., Bd. 3, S. 3f.: «Welche Schule der Staatskunst war die Zeit von 1370 bis 1500 gewesen! Aufgaben solcher Art sollten den Baslern von da an [nach dem Beitritt zur Eidgenossenschaft] nicht mehr gestellt werden. Sie hatten mit dem Bunde zu leben. Und während robustere Genossen ihr Wesen auch in diesem Connexe noch zur Geltung zu bringen vermochten, blieb dem feiner und schwächer gearteten Basel hier eine entscheidende Autorität versagt.»

19 Vgl. Thommen (wie Anm. 14), S. 4f.. Der an Kinderlähmung erkrankte Rudolf Wackernagel verbrachte zwei Jahre in Neuwied bei Bonn auf Schloss Monrepos bei Elisabeth von Wied. Sie versuchte – leider vergeblich – den Knaben mit Magnetismus von seiner Krankheit zu heilen und erteilte ihm gleichzeitig Privatunterricht. Später wurde sie Königin von Rumänien und schrieb als Dichterin unter dem Pseudonym Carmen Sylva.

berts» Text auftretenden Handwerker und Bürger beobachten. Sie sind wacker und wehrhaft, aber auch ein wenig beschränkt, sie lassen im gerechten Zorn die Fäuste sprechen, sind aber ansonsten den einfachen Genüssen des Lebens zugetan, wie eine Fasnachtsszene zeigt.²⁰ Die eigentlichen Personen, die mit kluger Voraussicht die Geschicke der Stadt lenken, sind hingegen die Mitglieder des Rats, die Patrizier, unverkennbar eine Präfiguration der Basler Führungsschicht im ausgehenden 19. Jahrhundert. Die patrizischen Zeitgenossen des Staatsarchivars waren auf Distanz zu den Handwerkern bedacht, die mit der Aufhebung der Zünfte 1875 ihre Macht verloren hatten; Wackernagel war trotz der deutschen Herkunft seiner Vorfahren diesem Patriziat verbunden, denn seine Mutter war eine geborene Sarasin. Um den Abstand zur «werkenden Hand» zu betonen, waren Wackernagel und sein Bürgertum vom Bedürfnis nach einem standesgemässen, adelsähnlichen Leben durchdrungen.²¹

Aus dem Gesagten lässt sich ein erstes Fazit ziehen: Rudolf Wackernagel erfand im Sommer 1885 seinen «Giselbert» nicht allein deswegen, um Scherz mit den Erwartungen seiner Leserschaft zu treiben, sondern er entwarf gleichsam eine Blaupause seiner späteren Stadtgeschichte. Erst 1901, sechzehn Jahre später, begann er mit der Niederschrift seines grossen Werkes, und ab 1909 erhielt er von der Basler Regierung eine temporäre Freistellung, um seine Stadtgeschichte zu vollenden.²²

Das Grundmuster hatte er aber bereits im «Giselbert» angedeutet, und für die Basler Geschichte samt ihrem traditionellen Geschichtsbild erweist sich seine Fiktion von grosser Relevanz. *Ex negativo* erkennen wir nämlich, welche Aspekte von Basels mittelalterlicher Geschichte heute eine vertiefte Erforschung verdienen würden. An erster Stelle wäre die Geschichte der bischöflichen Stadtherrschaft zu nennen, zu deren Spätphase eine Reihe von Einzeluntersuchungen in den letzten Jahren erschien; eine Gesamtdarstellung steht weiterhin aus.²³

20 Tagebuch Giselbert ed. Wackernagel (wie Anm. 1), S. 31–35.

21 Exemplarisch dargestellt bei Sarasin (wie Anm. 8).

22 Vgl. zur Entstehung der Stadtgeschichte His (wie Anm. 14), S. 355.

23 Kurt Weissen: «An der stür ist ganz nütt bezahlt.» Landesherrschaft, Verwaltung und Wirtschaft in den fürstbischöflichen Ämtern in der Umgebung Basels 1435–1525, Basel/Frankfurt am Main 1995. Thomas D. Albert: Der gemeine Mann vor dem geistlichen Richter. Kirchliche Rechtsprechung in den Diözesen Basel, Chur und Konstanz vor der Reformation, Stuttgart 1998. Volker Hirsch: Der Hof des Basler Bischofs Johannes von Venningen (1458–1478): Verwaltung und Kommunikation, Wirtschaftsführung und Konsum, Ostfildern 2004. Zur Geschichte der Basler Bischöfe vgl. die Angaben in *Helvetia Sacra*, Bd. 1/1.

Die Ausstellung des Basler Münsterschatzes im Jahre 2001 zeigte diese Lücke der baslerischen Historiographie indirekt auf. Die Schönheit der gezeigten Kostbarkeiten wurde bestaunt, aber dass die Gegenstände Teil der bischöflichen Herrschaftspraxis waren und deren Repräsentation dienten, kam nicht in der Ausstellung, sondern nur in einzelnen Beiträgen des Ausstellungskatalogs zur Sprache.²⁴ Im Übrigen könnte ein stärkerer Einbezug der Bischofsgeschichte die Tatsache erklären, dass die Reformation eher spät in Basel eingeführt wurde; der Bruch mit der jahrhundertealten Dominanz des geistlichen Stadtherrn würde in seiner Tragweite deutlicher werden. Auch die Aufteilung in gute und böse Adlige, wie sie Wackernagel in seinem Text vornimmt, liesse sich differenzieren. Das Wirken der adligen Familien für und gegen die Stadt ist nur ansatzweise bekannt.²⁵ Schliesslich wäre es auch nötig, die «wälsche Influenz» anders zu bewerten und die Situation Basels an der burgundischen Pforte, am Rande des Juras und an der Sprachgrenze stärker zu erforschen.²⁶

«Giselberts Tagebuch» enthält aber nicht nur Konzepte, die in der späteren Stadtgeschichte auftauchen, sondern verrät auch viel über die Persönlichkeit Rudolf Wackernagels und seine Vorstellung von Geschichtsschreibung. Indem er eine gefälschte Quelle publizierte, setzte der Staatsarchivar eine familiäre Tradition fort²⁷ und ging – in Kenntnis der Quellen – raffiniert vor. Sowohl Hermann von Montabur als auch Giselbert sowie drei der Adligen, die während der «Bösen Fasnacht» die wackeren Bürger drangsalieren, lassen sich in den Quellen nachweisen.²⁸

24 Der Basler Münsterschatz. Katalog zur Ausstellung, hg. vom Historischen Museum Basel, Basel 2001.

25 Zu den neuen Perspektiven, welche eine Adelsgeschichte ohne ständisches Vorurteil eröffnet, vgl. die Fallstudie von Dorothea A.Christ: Zwischen Kooperation und Konkurrenz. Die Grafen von Thierstein, ihre Standesgenossen und die Eidgenossenschaft im Spätmittelalter, Zürich 1998.

26 Vgl. Odile Kammerer: Entre Vosges et Forêt-Noire. Pouvoirs, terroirs et villes de l'Oberrhein 1250–1350, Paris 2002, wo die Brückenfunktion des Oberrheingebiets thematisiert wird. Zu den Möglichkeiten, welche die Erforschung von «Grenzfällen» bietet, vgl. Wolfgang Kaiser, Claudius Sieber-Lehmann, Christian Windler (Hg.): Eidgenössische «Grenzfälle»: Mülhausen und Genf. En marge de la Confédération: Mulhouse et Genève, Basel 2001.

27 Thommen (wie Anm. 14), S. 37: Sein Vater Wilhelm Wackernagel, Professor für Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Basel, hatte ein mittelhochdeutsches Gedicht verfasst und als «Originalquelle» publiziert.

28 Zu Hermann von Montabur vgl. Wackernagel (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 707. Der Notar Giselbert von Wetzlar war in den Jahren 1374–1402 ein Kontaktmann des Basler Rates an der Kurie; später übernahm er die Pfarrei Bellingen (ebd., Bd. 2, S. 542). Die Adligen werden erwähnt im Urkundenbuch der Stadt Basel. 11 Bde., Basel 1890–1910, Bd. 4, S. 384–392.

Gleichzeitig trägt die Figur Giselberts persönliche Züge Wackernagels. Giselbert pflegt neben seinem Brotberuf auch die Kunst der Poesie, da er über eine literarische Ader verfügt. Rudolf Wackernagel verfasste zu den Jubiläen von 1892 und 1901 gewichtige Festspiele, und er sah seine historiographische Arbeit immer unter einem literarischen Aspekt.²⁹ Giselbert besitzt juristische Kenntnisse, denen er die Anstellung beim Offizial verdankt. Rudolf Wackernagel war seinerseits Jurist. Bei der wüsten Schlägerei zwischen Adligen und Bürgern rettet sich Giselbert bezeichnenderweise auf den Stuhl des bischöflichen Richters und klettert von dort aus auf die dazugehörige Linde, um die Übersicht zu behalten. Er wird damit zum Historiker, der aus der Vogelschau und als (angeblich) unparteiischer Richter die Geschehnisse beurteilt: Die passende Metapher für die Aufgabe der Geschichtsschreibung im Zeitalter des Historismus. Giselbert entspricht dem Typus des Eichendorffschen Taugenichts.³⁰ Als junger Mann liebt er das Reisen, er wechselt die Berufe und bleibt ein begeisterungsfähiger Poet, der nach Italien aufbricht. Letzten Endes gehört er aber nicht zur guten und etablierten Gesellschaft; er bleibt ein vielseitig Begabter in verschiedenen Berufen. Rudolf Wackernagel, der Jurist und nachmalige Historiker mit literarischen Ambitionen, spiegelt sich auch hier in Giselbert, dem unauffälligen Schreiber. Die Figur des allseitig Gebildeten, der kein Spezialist sein will, entspricht dabei der Rolle des Dilettanten, die gerade auch von Jakob Burckhardt, dem Lehrer Wackernagels, gepflegt wurde.³¹ Damit einher geht ein Selbstbewusstsein, welches sich leisten kann, nach antikem Vorbild «mehr zu sein als zu scheinen».

Das Aussenseitertum Giselberts besitzt aber auch eine tragische Komponente. Rudolf Wackernagel, das *alter ego* Giselberts, war infolge Kinderlähmung schwer behindert und konnte sich nur mit Hilfe von zwei Stöcken fortbewegen. Vieles war ihm verwehrt, er gehörte nie ganz zur städtischen Gesellschaft, was auch in den Nachrufen durchschimmert.³² Mit Giselbert teilt der Staatsarchivar

29 Zu Wackernagel und den von ihm verfassten Festspielen vgl. Sarasin (wie Anm. 8), S. 308–357. Zu seinem literarischen Selbstverständnis vgl. Wackernagel (wie Anm. 14), S. 34f.

30 Zum Einfluss der Romantik auf Rudolf Wackernagel vgl. Wackernagel (wie Anm. 14), S. 43.

31 Zum «Dilettantismus» Burckhardts vgl. die Register zu seiner Gesamtausgabe und den Artikel von Johannes Stückelberger, Dilettantismus als Methode. Jacob Burckhardt, der Kunsthistoriker, in: Neue Zürcher Zeitung, 09.08.1997, S. 60. Ich verdanke diesen Hinweis Hans Berner, Basel.

32 Vgl. zu seiner Krankheit die Hinweise bei Thommen (wie Anm. 14), S. 3f.; Wackernagel (wie Anm. 14), S. 4; His (wie Anm. 14), S. 351. Zu Wackernagels Aussenseitertum

schliesslich auch die Begeisterung für Italien, und wie seine von ihm erfundene Figur trug er sich sogar einmal mit dem Gedanken, in den Süden überzusiedeln. Dieser Plan wurde nicht in die Wirklichkeit umgesetzt; stattdessen engagierten sich Rudolf Wackernagel und seine Familie im Verein «Pro Patria», der um 1900 gegründet wurde und den verarmten italienischen Arbeiterfamilien in Basel Unterstützung gewährte.³³

Wie verlief die Rezeption von Giselberts Tagebuch? Immerhin gratulierte Conrad Ferdinand Meyer zur gelungenen Travestie, und Rudolf Wackernagel soll sich heimlich über die Aufnahme seines Werks in den Potthast gefreut haben.³⁴ Er fand auch einen Nachahmer, denn Jacob Mähly publizierte 1888 eine frei erfundene Familienchronik im gleichen «Basler Jahrbuch».³⁵ Dann war aber offenbar Schluss mit den Fabeleien. Die Professionalisierung der Geschichtsforschung und die Ansprüche der Wissenschaftlichkeit verboten es, fiktive Dokumente für eine eingeweihte Leserschaft zu veröffentlichen.

Trotz Quellenkritik sind aber auch heutige Historikerinnen und Historiker nicht davor gefeit, einer Fälschung aufzusitzen, auch wenn es sich nicht um so spektakuläre Fälle wie die Hitler-Tagebücher handelt.³⁶ Gerade innerhalb der Mediävistik ist das Thema des

gehörte auch seine Unvoreingenommenheit gegenüber dem Katholizismus, was ihm von der Basler Gesellschaft offensichtlich angekreidet wurde. Vgl. Wackernagel (wie Anm. 14), S. 47; His (wie Anm. 14), S. 358 und insbesondere Thommen (wie Anm. 14), S. 34f.: «Wackernagel hat den letzten Band seiner Geschichte Basels, der auch von der Einführung der Reformation handelt, [...] der theologischen Fakultät gewidmet, und diese Tatsache ist geeignet, das alberne Gerede zu widerlegen, er sei in dem Buche der Reformation nicht ganz gerecht geworden, hätte also gewissermassen eine geheime Neigung zum Katholizismus gehabt. Daran ist nur so viel wahr, dass er einerseits diese gewaltige und wohl auch gewaltsame Bewegung mit einer ganz ungewöhnlichen Unparteilichkeit beurteilt und unerfreuliche Begleiterscheinungen nicht verschleiert hat, andererseits an der Pracht und dem Glanz des katholischen Kultus Gefallen fand, schon deshalb, weil er ihn vornehmlich in Italien kennengelernt hatte und dort ihm in seiner Begeisterung für dieses Land alles im verklärten Lichte erschien. [...] Allein dieses Wohlgefallen war rein ästhetisch, und wenn auch in seinem Denken und Tun gegen Andersgläubige durchaus tolerant, war Wackernagel in seinem Innersten doch ein überzeugter Protestant.»

33 Thommen (wie Anm. 14), S. 34f.; Wackernagel (wie Anm. 14), S. 26f.; S. 39–42; His (wie Anm. 14), S. 358.

34 Thommen (wie Anm. 14), S. 36f.

35 Jakob Mähly, Aus einer Basler Familienchronik des Jahres 1622, in: Basler Jahrbuch 8 (1888), S. 199–215.

36 So beispielsweise im Falle von Aufzeichnungen der Dominikanerinnen in Estavayer, die nicht dem Spätmittelalter entstammen, sondern im 19. Jahrhundert verfasst wurden. Mein Kollege Jean-Daniel Morerod publizierte kurz vor der Aufdeckung der Fälschung

Betrugs mit Urkunden – sei es in frommer oder verwerflicher Absicht – von ungebrochener Aktualität.³⁷ Im Übrigen scheinen vor allem die so genannten «exakten Wissenschaften» am stärksten mit Schwindeleien und Täuschungen konfrontiert zu sein.³⁸

Bücher haben Schicksale, aber es scheint, dass Fälschungen nicht nur Schicksale, sondern auch ein besonders zähes Leben besitzen. Seit den 1980er-Jahren begann sich die Geschichtsforschung für «ego-documents» zu interessieren, für Tagebücher, Briefwechsel, Autobiographien usw. Ein niederländischer Forscher gelangte an den damaligen Staatsarchivar Andreas Staehelin mit der Frage, wo sich das Original von «Giselbert» befinde; er war im «Potthast» auf diese Quelle gestossen. Staehelin antwortete dem Kollegen, dass es sich um eine «freie poetische Erfindung des damaligen Staatsarchivars» handle. Im weitem fügte er an, dass «solche historischen Scherze im 19. Jahrhundert durchaus noch toleriert» wurden, eine Entschuldigung, die ein leises Unbehagen erahnen lässt.³⁹ Vielleicht war es zu diesem Zeitpunkt, als Andreas Staehelin den Bleistifteintrag im Exemplar des Basler Staatsarchivs vornahm. Das «Basler Jahrbuch» ist allerdings in Schweizer Bibliotheken recht verbreitet, und es ist nicht anzunehmen, dass überall eine Warnung angebracht ist. Im Histori-

einen Artikel, in dem er diese «Originalquelle» auswertete. Er war so freundlich, mir die «très honteuse chose» mitzuteilen, die unter dem Titel «Travaux et œuvres de piété. L'horaire des Dominicaines d'Estavayer d'après une relation du XVe siècle» in der Zeitschrift «Art et architecture en Suisse 52 (2001), S. 40–47, erschien. In meiner Dissertation wertete ich folgendes Werk aus: *Les entreprises du Duc de Bourgogne contre les Suisses. Édition critique*. Hg. von Alfred Schnegg. (Quellen zur Schweizergeschichte Neue Folge Abteilung I. Chroniken, Bd. 3), Basel 1948. Jean-Daniel Morerod wies mich seinerseits darauf hin, dass bereits 1949 die Echtheit der Chronik aufgrund sprachlicher Unregelmässigkeiten mit guten Gründen in Zweifel gezogen wurde, vgl. die Rezension von J. Jeanjaquet, in: *Musée Neuchâtelois*, 1949, S. 28–32. Für ein weiteres Fälschungsbeispiel vgl. Hans Medick, Die sogenannte «Laichinger Hungerchronik», in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 44 (1994), S. 105–119. Berühmt ist auch der Fall von Edi Zander, Apotheker in Baden bei Zürich, der eine römische Grabplatte herstellte und erfahrene Epigraphiker damit in die Irre führte; vgl. dazu *Badener Neujaersblätter* 1988, S. 145f.

37 Vgl. insbesondere die sechs (!) Bände von Detlev Jasper (Hg.): *Fälschungen im Mittelalter*. (MGH Schriften, Bd. 33, I–VI). Hannover 1988–1990. Einen originellen Zugang zum Thema «Fälschungen» bietet neuerdings Wilfried Hartmann/Gerhard Schmitz, (Hg.): *Fortschritt durch Fälschungen? Ursprung, Gestalt und Wirkungen der pseudo-isisidorischen Fälschungen*. (MGH Studien und Texte 31), Hannover 2002.

38 Vgl. die geschilderten Fälle im Artikel von Andreas Wawrzinek, *Falsche Forscher*. In deutschen Labors wird öfter geschummelt und betrogen, als die glatte Oberfläche der Wissenschafts-Szene vermuten lässt. *Tendenz steigend?*, in: *Bild der Wissenschaft*, Nr. 3, Jahrgang 2003, S. 58–63.

39 Der jetzige Staatsarchivar Josef Zwicker machte mir den Briefwechsel zwischen Staehelin und dem niederländischen Forscher zugänglich, wofür ich ihm an dieser Stelle danke.

schen Seminar der Universität setzt die Reihe des «Basler Jahrbuchs» auffälligerweise erst mit 1887 ein, vielleicht eine Sicherheitsmassnahme, damit die Studierenden nicht auf Abwege geraten. Wie schnell dies passieren kann, zeigt der Jahresbericht 1987 der «Freunde der Basler Münsterbauhütte», wo Giselberts Tagebuch unbeschwert als wichtige Quelle zur Basler Geschichte zitiert wird.⁴⁰

Dass «Giselberts Tagebuch» in mehrfacher Hinsicht ein exemplarisches Lehrstück ist, sollten die vorangehenden Ausführungen deutlich gemacht haben. Es zeigt die Zeitgebundenheit jeder historischen Forschung, die sich immer unter einer mehr oder weniger deutlich gekennzeichneten Perspektive mit der Vergangenheit beschäftigt. Die Fälschung deckt des weitern Grundkonzeptionen von Wackernagels Stadtgeschichte und des baslerischen Geschichtsbildes auf und verweist damit indirekt auf offene Forschungsfragen zur Geschichte Basels im Mittelalter. Drittens ruft uns «Giselberts Tagebuch» in Erinnerung, dass sich Geschichtsschreibung immer auch in einer bedrohlichen oder faszinierenden Nähe zur Literatur befindet, worauf die historische Methodenlehre im Zeichen der Postmoderne seit längerem insistiert. Andererseits lehrt uns die Wackernagelsche Fiktion, dass der kritische Umgang mit Quellen ein unabdingbares Werkzeug der Historikerinnen und Historiker sein muss. Wer keine Quellenkritik üben kann, ist Fälschungen rettungslos ausgeliefert. Und schliesslich verrät der Text, wie sehr Persönliches in die Historiographie einfliessen kann.

Letzteres wusste auch Rudolf Wackernagel. Auch seine Arbeit vollzog sich nicht im luftleeren Raum, sondern war auf eine Umgebung angewiesen, die ihn trug und förderte. Das Basler Jahrbuch mit Giselberts Text erschien am 19. November 1885, dem Tag der heiligen Elisabeth. Das passte gut, denn – wie gesehen – nannte Wackernagel die von Giselbert angebetete junge Dame ebenfalls Elisabeth. Diejenige Frau aber, die den Einzelgänger Rudolf Wackernagel geheiratet und ihm sieben Kinder geschenkt hatte, hiess – die Leserinnen und Leser werden es erraten – natürlich Elisabeth.

*PD Dr. Claudius Sieber-Lehmann
Hohle Gasse 9
4123 Allschwil*

40 Vgl. Freunde der Basler Münsterbauhütte, Jahresbericht 1987, S. 9–13. Ich danke Mikkel Mangold, Basel, für den Hinweis, dass Giselbert weiter lebt.